

NAPOLEON

Ein Karzinom der Gewalt

von Barbara Nordmeyer

1

www.waldorf-ideen-pool.de

Napoleon - dieser Name schmettert wie eine Fanfare in den Beginn des 19. Jahrhunderts, Schrecken und Faszination zugleich erzeugend. Befeuernd und lähmend zieht er Bewunderung und Furcht zugleich auf seine Spur.

Man kann nur in Gegensätzen von ihm sprechen. Das wuchert über die Erde hin, nicht etwa mit der fortzeugenden Kraft einer echten Idee - keineswegs -, sondern mit der Aufgeblähtheit der eigenen überdimensionalen Person, die alles in sich hineinsaugt und Menschen wie Ameisen zerquetscht.

Doch seine Zeit ist kurz bemessen. Die Menschen waren da, die durch die Vollmacht ihres Ich das Karzinom zerstrahlten. In dem Memorial, das Napoleon auf St. Helena diktierte, sprach er selbst von den zwei Wirkensmächten, die das Schicksal der Erde bestimmen: der Säbel und der Geist. *»Zuletzt (das war nun seine bittere Lebenserfahrung geworden) wird immer der Geist siegen.«*

Ist das nur die Resignation eines Gescheiterten? Oder drückt sich darin eine Gesetzmäßigkeit aus? Was vermag der Geist, der ein menschliches Ich voll ergreift?

Es war im Januar 1813. Allmählich hatte sich das scheue Gemunkel zur offenen Wahrheit verdichtet: *»La grande Armee«* ist in Russland geschlagen, Napoleon hat sich nach Paris gerettet und schmiedet bereits neue Pläne. Der König von Preußen, so hört man, begibt sich nach Breslau und will die Jugend zu den Fahnen rufen. Aber gegen wen? Das weiß man bei dem zögernden Wesen des Königs nicht. Noch ist er der Verbündete Napoleons.

Breslau war damals eine wichtige Universitätsstadt. Henrik Steffens, einer der bedeutendsten Naturforscher der Goethezeit, mit Schelling befreundet, war durch seine mitreißende Rednergabe der Mittelpunkt der Studentenschaft geworden. Das Zeitenschicksal bewegte ihn im Innersten. Die lähmende Ungewissheit ist nicht länger zu ertragen. *„Da leuchtet in einer schlaflosen Nacht ein Gedanke in ihm auf: Es steht ja bei dir, den Krieg zu erklären, und was der Hof beschließen wird, kann dir ja gleichgültig sein - Niemand wusste von seinem Plan, als er am 3. Februar morgens 8 Uhr das Katheder bestieg und vor einem kleinen Kreis einen Vortrag über Naturphilosophie hielt, den er mit folgenden Worten beschloss: `Meine Herren! Ich sollte um 11 Uhr einen zweiten Vortrag halten, ich werde die Zeit aber benutzen, um über einen Gegenstand mit Ihnen zu sprechen, der wichtiger ist. Der Aufruf Seiner Majestät an die Jugend, sich freiwillig zu bewaffnen, ist bereits erschienen oder wird noch heute an Sie ergehen. Dieser wird Gegenstand meiner Rede sein. Machen Sie meinen Entschluss allenthalben bekannt. Ob die übrigen Vorträge in dieser Stunde versäumt werden, ist gleichgültig. Ich erwarte so viele als der Saal zu fassen vermag.`*

Einem Lauffeuer gleich verbreitete sich die Kunde in der ganzen Stadt. Bereits gegen 10 Uhr hatte sich vor Steffens Wohnung eine riesige, aufgeregte wogende Menge versammelt. Auch der Hörsaal war gedrängt voll. In den Fenstern standen viele, die Türe konnte nicht geschlossen werden, auf dem Korridor, auf der Treppe, selbst auf der Straße wimmelte es von Menschen.

Gefasst und entschlossen bestieg Steffens das Katheder und verkündete, was fünf Jahre zentnerschwer auf seinem Gemüt gelastet, was in seinem Herzen gebrannt hatte: Jetzt endlich war die geschichtliche Stunde der Befreiung angebrochen, und das Joch des Tyrannen konnte

abgeschüttelt werden. Seine Beredsamkeit steigerte sich und schwang sich zu ungeahnten Höhepunkten empor. Die Menge geriet in Begeisterung. Steffens beendete die Ansprache mit der Ankündigung, er werde sich als Freiwilliger für den bevorstehenden Kampf melden.

Am nächsten Tag musste Steffens seine Rede vor einer noch größeren Menge wiederholen. Die ganze Stadt, ja auch deren Umgebung, geriet in gärende Bewegung. General Scharnhorst, der dem Stab des Königs angehörte, umarmte ihn und sagte: `Steffens, ich wünsche Ihnen Glück! Sie wissen nicht, was Sie getan haben!`« (Ingeborg Möller: »Henrik Steffens«, Stuttgart 1962)

Der Mut, die Geistes-Gegenwart eines Einzelnen gaben dem Schicksal die Wende.

Was hat dieser Napoleon mit all seinen Kriegen eigentlich gewollt? Welches waren seine Ziele? War er der Bannerträger einer Mission, einer Idee? Mitnichten. Die ersten Worte, die er als Konsul ausspricht, lauten: *»Ich erkläre die Revolution für beendet.«* Nichts war ihm widerwärtiger als die drei Ideale Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Friedrich Sieburg trifft den Kern, wenn er in seiner glänzenden Biographie Napoleons schreibt: *»Er hatte nur einen Antrieb - die Macht; und nur ein Ziel: die Ausbreitung seiner Person über die Welt.«*

Hatte Napoleon doch selbst von sich bekannt: *»Ich liebe die Macht, aber ich liebe sie als Künstler, wie ein Musiker seine Geige liebt, um ihr Harmonien zu entlocken.«* Ein solcher Mensch braucht den fortwährenden Krieg, die Schlacht ist sein Element, durch das er sich bestätigt fühlt.

Er wollte die Weltherrschaft, nicht mehr und nicht weniger, und *»dazu bedurfte ich der unbegrenzten Macht«.*

Dieser kühle Kopf, dieser großartige Mathematiker ist zugleich ein Visionär. Träume quellen wie Blasen auf und brodeln die grenzenlose Übersteigerung seines Ich an die Oberfläche. Was geht ihn *»der Maulwurfshügel Europa«* an? Sein Feldzug nach Moskau war doch nur als Etappe auf dem Weg nach Indien gedacht - um dort die Engländer zu treffen.

»Ich sah mich«, sagte er später, »auf dem Wege nach Asien, nachdem ich eine neue Religion gestiftet, auf einem Elefanten reiten, den Turban auf dem Kopf, einen neuen Koran in der Hand, nach meinem Ermessen verfasst. Die Erfahrungen zweier Welten wollte ich in meinem Unternehmen vereinigen, die Geschichte mir dienstbar machen, die englische Macht in Indien angreifen und durch diese Eroberungen meine Verbindung mit Europa wieder anknüpfen.«

Immer hat ihn der Orient gelockt. Als man dem in Italien über Nacht berühmt gewordenen kleinen General das Kommando in Ägypten übergibt, um ihn in Paris loszuwerden, da weiß er nicht nur glänzende Schlachten zu schlagen, zugleich wird eine reibungslos funktionierende Verwaltung eingerichtet, und ein Stab von 165 Wissenschaftlern erforscht das uralte Kulturland. Die große Ausplünderung beginnt: Was wäre der Louvre in Paris ohne die ägyptischen Schätze! - Aber kaum ist das alles in die Wege geleitet, da eilt er schon weiter nach Palästina mit dem Ziel - Konstantinopel. Als sich ihm in Akkon Widerstand entgegensezt, enthüllt sich zum ersten Mal, welche unmenschlichen Grausamkeiten dieser General fähig ist. Die Gefangenen, die er nicht mitnehmen kann (und das sind Tausende!), werden niedergemetzelt. Der Rückmarsch durch den glühenden Wüstensand muss entsetzlich

gewesen sein. Indes ist Napoleon schon wieder in Kairo, übergibt dort von sich aus den Oberbefehl an Marschall Kleber. Sein Dämon sagt ihm, dass es an der Zeit ist, nach Paris zurückzukehren. So verlässt er die Soldaten (wie oft soll das noch sein!) und erscheint bescheiden, aber unübersehbar auf dem politischen Schachbrett.

Man fragt sich: Wann hat dieser Wahn seiner Größe eigentlich begonnen? Sein Leben fing doch schier lautlos an.

Zunächst zeigte dieser Korse von italienischem Geblüt nicht die geringste Neigung, sein Schicksal mit Frankreich zu verbinden, auch wenn er seine Ausbildung in Autun und späterhin auf der Militärschule in Brienne erhielt. Aber er denkt und fühlt ganz als Korse, für den Frankreich die leidige Besatzungsmacht ist. Stark ist er eingebunden in den Familiengeist der Buonaparte. Immer neue Urlaube werden erschluggelt, nur um auf der geliebten Insel sein zu können. Was geht ihn die Französische Revolution an! Es ist ja nicht die seine!

Man denke: 1789 (der Korse ist 21 Jahre alt), Frankreich wird durchrüttelt von den Geburtswehen einer neuen Menschheitsepoche, und das Beben ergreift auch die anderen Völker - dieser Jüngling jedoch studiert Plutarch und schließt sich einem Volksaufstand Korsikas gegen Frankreich an! Schließlich wird seine Familie geächtet und muss die Heimat verlassen. Notgedrungen tritt er 1792 als Hauptmann wieder in die französische Armee ein.

Aber das alles zeigt den Stempel der Banalität, durchaus am Rande des Zeitgeschehens.

Die Verteidigung des aufständischen Toulon, das die Engländer gegen den Konvent zu Hilfe gerufen hatte, zeigt zum ersten Mal das taktische Genie dieses kleinen Hauptmanns, so dass man ihm, mit dem Generalstitel ausgezeichnet, den Oberbefehl im italienischen Feldzug übergibt.

Und da geschah es. Es war der 10. Mai 1796 in der Schlacht gegen die Österreicher an der Brücke von Lodi. Unter Einsatz seines Lebens stürmte er inmitten seiner Soldaten die Front. Da fühlte er erstmals, fast 27jährig, dass ihn das Schicksal zu Großem ausersehen hatte. *»Ich sah die Welt unter mir dahinfliehen, als würde ich von den Lüften fortgetragen.«*

Nun strafft sich das Segel seines Lebensschiffes. Aber von welchem Wind getrieben? Jetzt kommt Zielstrebigkeit in die zuwartende Unverbindlichkeit seiner Entschlüsse. Auf einmal hat man keine Zeit mehr zu vergeuden. *»Ich möchte die Armee in Italien nur verlassen, wenn ich in Frankreich eine ähnliche Rolle spiele wie hier, dieser Augenblick ist noch nicht gekommen.«* Erst nach dem Diktat des Friedens von Campo Formio, nach 21 Monaten kehrt er nach Paris zurück. Im Gewitter der Schlachten ist aus dem kleinen General der Held der Nation geworden.

Ungeheuer ist die Arbeitsleistung dieses Mannes. Der Tag hat 18 Stunden. Er informiert sich, diktiert, befiehlt, organisiert, und das in einem Tempo, dass sich der Sekretär nach pausenlos auf ihn niederprasselndem Diktat im Vorzimmer erstmal auf den Boden legen muss. Er umgibt sich mit Künstlern, regelt die Finanzen, kurzum - weiß alles. Wer kann diesem rasanten Aufstieg folgen? Heute ist er Konsul - morgen schon Kaiser. Kaiser? Nein, Cäsar, der sich selbst krönt. *»Ich habe mich zum Kaiser gemacht, weil ich mich fähig fühlte, gut zu regieren, große Dinge zu vollbringen.«*

Wie das wuchert und wuchert und alles mit dem Bannstrahl seiner Magie lähmt!

Plötzlich jedoch wird ihm die Einsamkeit seiner schwindelnden Höhe bewusst, und er wirft nach allen Seiten Anker aus, indem er Herzogtümer und Königreiche an seine Verwandten verteilt. Aber nicht etwa aus Menschenliebe! Diese Qualität gibt es nicht für ihn. »*Gott hat diesen Menschen ohne Liebe und Mitleid erschaffen*« (Chateaubriand). Menschen sind Dinge, die man mit grenzenloser Verachtung reglementiert. »*Ich habe ein ehernes Herz.*« Hat er jemals geliebt? Vielleicht dass er für Josephine de Beauharnais anfänglich menschliche Leidenschaft empfunden hat. Aber sie bringt ihm keinen Erben. Und schließlich 1809 kann er sie nicht schnell genug loswerden, um die Erzherzogin Marie-Louise von Österreich zu heiraten. Nun ist er verschwägert mit den königlichen Häuptern - einer der ihren! Sind da doch Löcher in dem Schaumgebläse seines Machtrausches, durch die es eisig hereinzieht?

Aber zunächst kann man das schnell verwischen durch dieses Versicherungssystem - und vor allem durch Siege, Siege, wie sie die französischen Soldaten noch nicht erlebten. Die Sonne von Austerlitz scheint auf den französischen Machtkeil, wie er sich tief in das österreichische Kaiserreich hereinschiebt. In der Schlacht bei Jena und Auerstedt setzt er den Fuß auf preußisches Gebiet. Schließlich muss in Tilsit Zar Alexander von Russland die preußischen Eroberungen anerkennen. Dieses Genie der Schlachten versetzt das Militär in einen einzigen Siegestaumel. Sein Sohn, gleich bei der Geburt zum König von Rom ernannt, wird geboren. Es gibt keine Grenzen der Macht. Tritt ihm jemand entgegen, so werden Wutanfälle gespielt, wobei das Zerschlagen des Geschirrs sorgfältig inszeniert ist!

Zwischen den Schlachten fährt er im eigens für ihn gebauten Reisewagen durchs Land. Nicht etwa zur Kurzweil, o nein, zur konzentrierten Arbeit. Was nicht mehr gebraucht wird, fliegt kurzerhand zum Fenster hinaus: Zeitungen, Akten, Brathühnerknochen, ja sogar Bücher, die er nicht mehr braucht. Er liest ständig nach Plan!

Dann naht das Jahr 1812. Der Feldzug nach Russland - pah, das ist in wenigen Monaten erledigt. Hinter Moskau kommt China! Da jedoch stößt das Maßlose an Grenzen. Die Ratio begegnet dem Irrationalen, Unberechenbaren. Es gibt kaum Schlachten, der Gegner weicht zurück, lockt ins Land der verbrannten Erde. Und die endlosen Weiten des Ostens zerdehnen das Heer, zersetzen den Mut der Soldaten mit dem Befall des Misstrauens und Zweifels.

Wie sieht die erste Station auf diesem Marsch in das Land seiner Willensträume aus? Gewiss, er erreicht Moskau, zieht ein in den Kreml, ringsum jedoch brennt die verlassene Stadt. Wie eine Waberlohe umzingelt sie das »marmorne Herz«, den eiskalten Verstand.

Es ist grotesk: Inmitten dieser beklemmenden Situation entwirft er Pläne für eine Neubelebung der Comedie Francaise in Paris.

Nach einem Monat endlich, Ende Oktober 1812, entschließt er sich zum Rückzug. »*La grande Armee*«, der Ruhm Frankreichs, wird aufgerieben von dem grimmigen Feind des russischen Winters. Teilt der Kaiser das Elend seiner Soldaten? Wie kann er, Unruhen in Paris erfordern scheinbar dringend seine Gegenwart und rechtfertigen so die einsame Flucht.

Ein anderer ist es, Marschall Ney, der Treueste der Treuen, der im unaussprechlichen Elend des eisigen Frostes, und während die Kugeln der nachsetzenden Verfolger die Eisdecke der Beresina aufbrechen, bei den Verzweifelten aushält. Schließlich ist auch er keines Wortes mehr fähig - jedoch er geht und geht, und sein unerschütterliches Dasein ist Halt und letzte Hoffnung vieler. *»Mit dem Gesicht zum Feind, die geladene Waffe in der Hand, ging er am 14. Dezember 1812 bei Einbruch der Nacht als letzter Soldat der großen Armee über den Njemen und verließ Russland«* (Sieburg). Damals wurde nicht nur eine Armee aufgerieben - den Traumburgen der Macht wurde der Boden entzogen. Die Eingrenzung des Karzinoms begann, und dies war endgültig. Ob es Napoleon bemerkt?

Der Flug seiner Gedanken hat schon die nächsten erdumspannenden Projekte erhascht. Neue Truppenaushebungen sollen sie verwirklichen. Aber das Volk will nicht mehr. Die Versprechungen locken nicht mehr. Die überrannten Völker dulden nicht mehr. Das Glück wendet sich ab. Im April 1814 ist es vorbei. Napoleon unterzeichnet die Abdankungsurkunde. Ein Selbstmordversuch misslingt. Im Mai landet er auf Elba, wo alsbald eine intensive Arbeit zum Aufbau eines kleinen Inselstaates beginnt.

Ist es wirklich vorbei? Es ist noch kein ganzes Jahr vergangen, da kehrt der Kaiser zurück. Kann ein Mann, der nicht an das Schicksal glaubt, anders handeln? (*»Was will man noch mit dem Schicksal«, so hatte er einst zu Goethe gesagt, »die Politik ist das Schicksal!«*)

So wird Jubel und Trubel des Wiener Kongresses gesprengt von der Nachricht *»der Invasion eines einzelnen Mannes«* (Chateaubriand).

Noch einmal hebt die Woge der Gloire den Cäsar empor. Ohne einen Schuss abzufeuern, will er Paris erreichen - und das Unglaubliche geschieht. Wieder gelingt die Bezauberung, die seine Person auszustrahlen vermag. Wie genau er den Ton zu treffen weiß, auf den die Herzen der französischen Soldaten ansprechen. *»Der Sieg wird im Laufschrift marschieren.«* Wer kann da widerstehen? In Grenoble stellt sich ihm erstmalig die Armee unter militärischem Befehl entgegen. Und nun ereignet sich das Mirakel. Mit einer Handvoll Soldaten steht Napoleon den wohlgeordneten Regimentern aus den Garnisonen von Grenoble gegenüber. Der sie befehligt ist ein erfahrener Marschall. Wie soll das ausgehen? Diese Schlacht wird nicht auf der Ebene der physischen Berechenbarkeit, des militärischen Kalküls geschlagen. Um das, was jetzt geschieht, schildern zu können, müsste man im Stil der Saga fortfahren, so sehr mischt sich ein irrationales Element hinein.

Als das in Schlachtordnung formierte Regiment vor den Augen des Kaisers sichtbar wird, hält er an, lange, und sieht erst mit dem bloßen Auge, dann durch das Fernrohr auf die Gesichter der Soldaten. Es ist, als ob er jedes einzelne kenne. Dann steigt er vom Pferd und geht, er allein, die Hände auf dem Rücken, auf das Bataillon zu. Die Reihe der Soldaten steht unbeweglich, wie erstarrt. Vergebens feuert der Major sie zum Angriff an. Keiner rührt sich. Schritt für Schritt geht Napoleon auf sie zu. Ist es Furcht oder Faszination, was diese gespenstische Lähmung bewirkt?

Dicht vor ihnen hält er an. Klar und ruhig klingt seine Stimme. *»Soldaten des 5. Regimentes, ich bin euer Kaiser. Erkennt ihr mich?«* Lächelnd schlägt er seinen aufgeknapften Mantel zurück. *»Wenn unter euch ein Soldat ist, der seinen Kaiser töten will - hier bin ich.«* Da schlägt die atemlose Stille in den brausenden Jubelschrei um: *»Es lebe der Kaiser.«*

Am 1. März 1815 ist Napoleon bei Cannes gelandet. Am 20. März zieht er in Paris ein - ohne dass ein Schuss gefallen wäre.

Die Menge jubelt, die Befehlshaber sind unsicher. Die gekrönten Häupter in Wien sprechen die Ächtung aus. Der Kaiser ist vogelfrei.

Diese Rückkehr war wahrhaft glorios. Und dennoch - es ist nicht der alte Kaiser. Nicht nur, dass er bleich, aufgeschwemmt und krank erscheint - was ist das für eine leise Müdigkeit, die das Willensfeuer hin und wieder dämpft?

Immer hatte sich der Kaiser vor dem Mob, der Menge bis zum physischen Ekel zurückgehalten. Jetzt aber braucht er die Masse, die Bourgeoisie, er muss Frieden versprechen, Rechte zusichern. Das ist seinem Wesen nicht gemäß. Zähneknirschend schwört er auf die Verfassung, zeigt eine volksfreundliche demokratische Maske, hinter der sich grimme Verachtung verbirgt. Er steht nicht mehr im Einklang mit sich, das nagt am Kern seiner Magie. Als er nicht mehr befehlen darf, wie er will, aus eigener Machtvollkommenheit heraus, ist er nicht mehr er selbst. Nur im Krieg ist sein Dämon produktiv. Und dieser Dämon hatte Format. Auch ihm war, ähnlich den Kometen im Weltall, eine Aufgabe zuerteilt: als reinigende Zuchtrute zu wirken.

Nun, der Krieg wird kommen, sein letzter. Der Schlachtplan ist genial wie immer. Aus 70000 Soldatenkehlen schmettert ihm bei der Parade der Jubelschrei der Soldaten entgegen: »Vive l'Empereur.« Etwas von der alten sieggewohnten Gewissheit blitzt in seinen Worten auf: *»Heute Abend treffen wir uns in Brüssel!«* Aber da ist etwas in der Kriegsmaschinerie, was die Berechnungen stört. Ist er nicht mehr im Bunde mit dem Kriegsgott? Einer gehorcht zu viel, Grouchy, einer zu wenig, Ney. Da mischt sich Eigenwille hinein. Zieht sich sein Dämon von ihm zurück und entfesselt nun einen nie da gewesenen Sturm der Elemente? Das ist kein Regen mehr an diesem 17. Juni, das sind Wassergüsse, von Blitzen durchzuckte Sturmfluten. Das ist Finsternis, keine Erde mehr, das sind glitschige Lehmäbäche. Wie sollen Kriegsmaschinen und Kavallerie sich darin halten? Da kämpfen nicht nur Menschen – da kämpfen die Geister der Elemente. Doch dieses Ungewitter durchleben die Alliierten ja auch! Die äußere Schlacht scheint nur ein Abbild der Schlacht der Elemente.

In keinem Kampf hat das Irrationale eine solche Rolle gespielt wie in dieser Schlacht bei Waterloo. Das Gesetz des Handelns, diesmal haben die Alliierten es in der Hand, deren Führer, wie z.B. Wellington und Gneisenau, in der Präsenz und Aktivität ihres Ich den Acker für die Inspiration richtiger Entschlüsse bilden. Auf der anderen Seite: Der Funke springt nicht mehr über von dem mit sich selbst zerfallenen Dämon. Die absolute Menschenverachtung, jetzt rächt sie sich, denn sie hat den Nährboden, auf dem Moralität und Handlungen aus dem Ich erwachsen können, zersetzt. *»Eine Weltenstunde lang dienten alle menschlichen Existenzen nur dazu, den Schemel für die Größe dieses Mannes abzugeben. Die meisten taten es gern und fühlten dabei ihr eigenes Leben ausgeweitet und ins Sagenhafte erhoben. Aber der menschliche Kern nahm Schaden, und das Unsterbliche in der Menschenseele rächte sich. So muss der großartige Satz verstanden werden, mit dem Chateaubriand erklärt, warum Napoleon unterliegen musste: `Eine große Lehre! Sie soll uns immer wieder daran erinnern, dass alles, was die Menschenwürde beschädigt, den Todeskeim in sich trägt`«* (Sieburg).

Und bei den Alliierten? Viele der Soldaten tragen Fichtes »Reden an die deutsche Nation« im Tornister. Sie kämpfen nicht für den Ruhm, sondern für die Rettung der Menschenwürde. Da sind die Iche, die die Krebsgeschwulst der Macht zerstrahlen. *»Ich bin an den deutschen Professoren gescheitert«* (Memorial).

»Man muss die Staats- und Gesellschaftskunde um den Begriff des Dämonischen als einer empirischen Größe erweitern« (Kükelhaus).

Diesmal ist die Niederlage endgültig.

Seltsam, im Augenblick der Abdankung jubeln ihm die Arbeiter, das Volk aus Paris zu. Aber damit kann und will ein Cäsar nicht paktieren. Aufbruch in ein neues Land, Entdeckungsreisen in Amerika schweben diesem rastlosen Geist vor. Zu spät.

Sechs Jahre sind ihm noch in der Isolation von St. Helena beschieden, Zeit, den »Roman seines Lebens« zu diktieren. Während ein Sturm über das Eiland fegt, gibt dieser rätselhafte Mensch den Geist auf. Ernst Moritz Arndt: *»Man darf den Fürchterlichen so leicht nicht richten, als es die meisten tun in Hass und Liebe. Die Natur, die ihn geschaffen hat, die ihn so schrecklich wirken lässt, muss eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer so tun kann. Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menschen, eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer scheint, weil es über und unter Menschen herrscht und wirkt, welchen es nicht angehört. Bewunderung und Furcht zeugt der Vulkan und das Donnerwetter und jede seltene Naturkraft, und sie kann man auch Bonaparten nicht versagen.«*

Das Zeitenschicksal - hier der Befall mit dem Karzinom der gewalttätigen Macht - hat im Einzelschicksal eine grandiose Steigerung der Ich-Kraft bewirkt.